

Manuel J. Hartung |
Thomas Kerstan [Hg.]

Wissen to go

Ein Studium generale in 100 Begriffen



Piper
München Zürich

□ Ästhetik

Wenn das Essen mal besonders gut schmeckt, sagt man vielleicht: Das ist ein Kunstwerk. Ähnlich auch zu einem besonders gelungen angelegten Garten. Unter den Liebhabern und Verächtern der Kunst löst eine solche Redeweise möglicherweise Streit aus. Wer in einem solchen Streit Orientierung sucht, kann sich an die Ästhetik wenden.

Nicht dass diese Disziplin der Philosophie und der Künstwissenschaften zu sagen wüsste, was ein Kunstwerk ist und was nicht. Sie kann aber Auskunft über die Kriterien geben, an denen wir uns bei der Bestimmung von Kunstwerken orientieren. So hat die Ästhetik sich seit ihrer Begründung Mitte des 18. Jahrhunderts (durch Alexander Gottlieb Baumgarten, 1714–1762) unter anderem darum bemüht, den Begriff des »Schönen« und den des »guten Geschmacks« aufzuklären: Wann gilt ein Gegenstand als schön und was heißt es, einen Gegenstand als schön zu beurteilen? Was bedeutet ein Gegenstand, den wir als »schön« bezeichnen, für uns? Und liegt Schönheit nur, wie der schottische Philosoph David Hume (1711–1776) argwöhnte, im Auge des Betrachters? Das sind Fragen, mit denen die Ästhetik befasst ist.

Von ihrer wortgeschichtlichen Herkunft aus dem Griechischen (»aisthesis«) her geht es bei der Ästhetik aber auch um Sinnlichkeit und um ihre Wahrnehmung.

Auch mit diesen Begriffen kann man zu sagen versuchen, was uns an Kunstwerken interessiert. Es handelt sich bei ihnen um besonders sinnliche Objekte, die in spezifischer Weise wahrgenommen werden wollen. Wir sehen genau hin, hören genau zu, wenn wir mit diesen Objekten konfrontiert sind und ernsthaftes Interesse an ihnen zeigen. Das Verstehen der Kunstwerke lässt sich, nach Meinung fast aller wichtigen Vertreter der Ästhetik, von einer intensiven Wahrnehmung nicht trennen. Neuerdings gibt es allerdings auch Stimmen, die mit dem Begriff der Ästhetik das Feld der sinnlichen Wahrnehmung insgesamt beackern wollen. Wer damit etwas wirklich Neues begründen möchte, tut gut daran, es nicht bei einem alten Begriff zu belassen. So hört und liest man nun immer wieder von »Asthetik« einer (neuen) Theorie der sinnlichen Wahrnehmung. Trotz solcher Neu- und Umbestimmungen gilt aber die grundlegende Faustregel: Wo bei einem Buch, einem Vortrag oder einer Lehrveranstaltung »Ästhetik« drauf steht, ist meistens Kunst oder das Schöne und seine vielfältigen Mit- und Gegenspieler wie das Erhabene und das Hässliche drin. Vor diesem Hintergrund geht es in der Ästhetik zuweilen auch um Natur – aber, wie das Beispiel des Gartens zeigt, um diese zumeist wiederum als Kunst.

Georg W. Bertram □

□ Antimaterie

»Antimaterie« – das klingt exotisch. Ist es auch. Zum Glück. Denn wenn es etwas gibt, was man nun wirklich nicht neben sich auf dem Tisch liegen haben will, dann ist es ein Klümpchen Antimaterie.

Antimaterie ist – einfach gesagt – das Gegenteil von Materie. Treffen die beiden aufeinander, löschen sie sich gegenseitig aus und erzeugen dabei die sogenannte »Vernichtungsstrahlung«. Schon ein Gramm setzt dabei schlagartig eine Menge Energie frei und das wiederum würde auf dem Tisch eine gewaltige Explosion bedeuten.

Schuld daran ist die Formel $E=mc^2$ – oder vielmehr das, wofür sie steht: Energie (E) und Masse (m) sind grundsätzlich gleich und können ineinander umgewandelt werden. Allerdings ist da noch das c^2 . Es steht für die Lichtgeschwindigkeit im Quadrat und macht einen Unterschied um den Faktor 90 Milliarden, eine Zahl mit 16 Nullen. Träfe ein Gramm Antimaterie auf Materie, würde so viel Energie frei wie beim Verbrennen von rund 6200 Tonnen Steinkohle.

Deswegen ist Antimaterie in Science-Fiction Filmen oft der Treibstoff für Raumschiffe. Ein bisschen davon lässt sich eben leichter mitnehmen als tonnenweise Steinkohle.

Das Ganze geht aber auch in die andere Richtung: Aus Energie lässt sich Materie machen. Unter bestimmten

Umständen kann sich elektromagnetische Strahlung in ein Paar aus einem Teilchen und einem Antiteilchen umwandeln. Macht man das oft genug, so könnte man auch auf der Erde theoretisch Teilchen für Teilchen die Bausteine für Antimaterie erzeugen.

Denn Antimaterie ist – genau wie normale Materie – aus Elementarteilchen aufgebaut. Nur eben aus den Antiteilchen der Teilchen, aus denen normale Materie besteht. Antiprotonen statt Protonen und so weiter. Der größte Unterschied ist also, dass die Ladung von Antiteilchen umgekehrte Vorzeichen hat als die ihrer Zwillinge.

Ansonsten ist sie normaler Materie sehr ähnlich. Das Licht einer Antiglühbirne – oder eines Antisterns – wäre von dem einer oder eines normalen nicht zu unterscheiden und auch die Schwerkraft einer Antierde wäre die gleiche.

Solange Antimaterie nicht in die Nähe normaler Materie kommt, hat sie auch nichts, womit sie sich auslöschen kann und bleibt stabil. Theoretisch könnte es also in einem anderen Teil des Universums ganze Galaxien und Welten aus Antimaterie geben. Vielleicht sogar Antimenschen, denen dann allerdings kaum bewusst wäre, dass sie Anti sind. Denn letztlich ist das nur eine Frage der Definition. Für sie wären wir die Antimenschen.

Christof Rührmair □

□ Askese des Luxus

»Askese des Luxus«, das mag für manche so paradox klingen wie goldene Essstäbchen. Doch weit gefehlt: Nachhaltigkeit, die historisch nachweislich erfolgreichste Form ökologischer, ökonomischer, hygienischer und ästhetischer Sorge und Fürsorge, ist durch Luxurieren als Ausdruck der Askese zu erreichen.

In der Idee, Milliarden asiatischer Essstäbchenbenutzern goldene Essstäbchen zu überreichen, erklärt sich dieses Prinzip; mit guten Gründen können wir vermuten, dass goldene Essstäbchen nicht umstandslos in den Müll verfrachtet werden, wie das mit Besteck aus Holz oder Plastik geschieht. Die erhabenen Wipfel südamerikanischer Urwälder müssten nicht dem Holzraub zum Opfer fallen, der zur Fertigung hölzerner Essstäbchen betrieben wird. Also erweist sich hier Luxurieren als tatsächlich erfolgreiches Prinzip ökologischer Sorge.

Luxurieren erweist sich auch als das ökonomisch sinnvollste Konzept: Es lässt sich leicht errechnen, dass es deutlich günstiger ist, ein Paar hochwertiger goldener Essstäbchen pro wässrigem Mund anzuschaffen als lebenslang jeden Tag drei Paar hölzerner Essstäbchen zu kaufen. Goldene Askese, wussten die Aristokraten des Stammbaums und des Stils immer schon, heißt: Das Kostbare ist das Billigste, wenn es Generationen überdauert und dadurch seinen Wert noch steigert.

Im Ästhetischen bewährt sich Askese durch Luxurieren am Beispiel der goldenen Essstäbchen nach dem Generalmotto der Moderne: »less is more«. Die Stäbchen verkörpern geradezu die Gestalt des Weniger, auch wenn man als Kritiker der konzeptionellen reduktionistischen Moderne behauptet, »less is less and more is more«.

Und schließlich nimmt Gold keinen Schmutz an. Die goldenen Essstäbchen sind das Emblem der Lebensreformmoderne »GeSoLei« – Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen. Mit der sozialen Fürsorge schließt sich die Gemeinschaft der Liebenden aus sozialer Passion zur Tafelrunde zusammen, an der wir uns üben, das Unterlassen als nachhaltigste Form des Handelns zu verstehen. Askese heißt eben Ethik des Unterlassens als anspruchvollste Form des Tuns.

Nachhaltig sind allerdings nicht nur goldene Essstäbchen. Auch wer sich eine Glaskaraffe kauft anstatt stets aus Plastikflaschen zu trinken oder statt Schuhen aus Plastikleder solche aus richtigem Leder wählt, die er besser pflegt und die länger halten, lebt die Askese des Luxus.

□ Autofiktion

Auf die Frage hin, ob ihr Schreiben autobiografisch sei, antwortet die Erfolgsschriftstellerin Judith Hermann gerne mit dem Verweis auf den Begriff der »Autofiktion«. Die Erzählungsbände der in Berlin lebenden Mitte dreißigjährigen Autorin kreisen fast ausschließlich um die Erlebnisse unglücklich verliebter Thirtysomethings in der Großstadt. Und doch ist der Verweis auf »Autofiktion« mehr als nur Koketterie – sind doch die Texte zugleich stark literarisiert. Dieser Spannung zwischen wiedererkennbarem Großstadtleben und subtil geschildertem Gefühlsleben der Figuren verdanken sie ihren Erfolg.

Der Begriff »Autofiktion« wird aber auch auf eine ganz andere Sorte Bücher angewandt. Vornehmlich auf eine neuerliche Welle von französischen Autorinnen, die mit bekenntnishaften Erzählungen (vorwiegend sexueller Intimitäten) von sich reden machen. Kassenerfolge werden diese Bücher weniger durch ihre literarische Qualität, als durch die Tatsache, dass die Autorinnen offensiv ihre eigene Person und die vermeintliche Authentizität des Erlebten mitvermarkten.

Anders gesagt: Autofiktion ist ein schillernder Begriff. Das Wort ist eine spielerische Zusammenziehung aus »Autobiografie« und »Fiktion«. Genau deshalb lässt es sich wohl auch so unterschiedlichen Texten zuordnen.

Gemeint ist damit in jedem Fall ein Schreibverfahren, das von konkreten, eigenen Erlebnissen ausgeht, und diese für das eigene Schreiben fruchtbar macht. Dabei werden Situationen, die ein Autor erlebt hat, in einem Text nicht wahrheitsgetreu beschrieben, sondern so transformiert, dass für den Leser ein möglichst eindringliches Leseerlebnis entsteht.

Als Verfahren bietet Autofiktion den Vorteil, dass der Schreibende nicht gezwungen ist, eine Geschichte aus dem Nichts zu erfinden. Vielmehr können Einzelheiten einer Begebenheit erinnert und anschließend erzählt werden. Dazu gehören die Figurenkonstellation, der grobe Ablauf der Ereignisse, die (psychologische) Spannung zwischen den Figuren und die emotionale Intensität. Damit sich dieses Erlebte als Geschichte entfalten kann, muss der Autor fiktionalisieren. Während im wirklichen Leben die Antriebe, die zu einer Handlung führen, oft unüberschaubar komplex sind, müssen sie in einer Geschichte zumindest ansatzweise nachvollziehbar werden. Hilfreich dafür ist eine erzählerische Zuspitzung: Indem die Figuren stärker konturiert und die erlebten Ereignisse drastischer werden, wird Spannung erzeugt. Das selbst Erlebte wird verfremdet. Das ist nicht immer unproblematisch: Zum einen dürfen die Figuren der Geschichte nicht als reale Personen identifizierbar sein (zum Beispiel anhand ihrer Namen) – sonst sind Persönlichkeitsrechte verletzt. Zum anderen besteht die Gefahr akuter Langeweile: Nicht jedes (Schriftsteller-)Leben ist wirklich spannend genug, dass es verdient, autofiktionalisiert zu werden.

Paul Brodowsky □